
1. Einleitung & Einführung in die Philosophie

„Was Philosophie sei und was sie wert sei, ist umstritten. Man erwartet von ihr außerordentliche Aufschlüsse oder läßt sie als gegenstandsloses Denken gleichgültig beiseite. Man sieht sie mit Scheu als das bedeutende Bemühen ungewöhnlicher Menschen oder verachtet sie als überflüssiges Grübeln von Träumern. Man hält sie für eine Sache, die jedermann angeht und daher im Grunde einfach und verstehbar sein müsse, oder man hält sie für so schwierig, daß es hoffnungslos sei, sich mit ihr zu beschäftigen.“
Karl Jaspers¹

1.1. Zum Aufbau des Buches

Die Ambivalenz, die sich aus dem Zitat von Karl Jaspers (1883–1969) ergibt, hat mich ebenfalls geleitet, als ich den Entschluss fasste, dieses Buch zu schreiben. Mit dem deutschen Existenzphilosophen teile ich die Auffassung, dass Philosophie alle angeht. Wenn das so ist, dann haben Philosophen auch die Pflicht, ihre Gedanken so klar und verständlich auszudrücken, dass möglichst jeder sie nachvollziehen kann. Wo das in der Vergangenheit nicht gelungen ist – man denke nur an die kryptischen, mitunter seitenlangen Schachtelsätze eines Immanuel Kant (1724–1804) oder eines Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) –, braucht es Vermittler, die sich bemühen, klar und verständlich auszudrücken, was die jeweiligen Denker gemeint haben könnten. Als ein solcher Vermittler verstehe auch ich mich.

Als Sozialpädagoge und Philosoph ist es mir ein Anliegen, aus dem für Fachfremde kaum zu überblickenden Terrain der Philosophie jene Themen herauszugreifen, die an der Schnittstelle zwischen Philosophie und Sozialer Arbeit liegen. Es sind Themen, die uns tagtäglich in unserer Arbeit betreffen und über die wir alle in der Praxis früher oder später ins Nachdenken – und vielleicht auch ins Philosophieren – kommen. Es sind philosophische Themen, an denen man einfach nicht vorbeikommt: Gerechtigkeit, Autonomie, Freiheit, Verantwortung, Gemeinschaft, Helfen, Sinn.

Das Buch ist so aufgebaut, dass jedes Kapitel einem Philosophen gewidmet ist, dessen Denken in besonderer Weise das Interesse von Fachkräften und Studierenden der Sozialen Arbeit wecken sollte. Zu Beginn jedes Kapitels benutze ich entweder ein Gedankenspiel oder ein konkretes Gedankenexperiment

1 Jaspers, Karl (2008), Einführung in die Philosophie, 27. Aufl., München, S. 9

(in der Philosophie sehr beliebt), um die Leserinnen herauszufordern, sich gedanklich auf das jeweilige Thema einzulassen und ihre eigenen Perspektiven zu reflektieren. Anschließend wird der jeweilige philosophische Begriff als Thema der Philosophiegeschichte vorgestellt und exemplarisch (und zugegebenermaßen selektiv) gezeigt, wie sich die begriffliche Diskussion in verschiedenen Epochen verändert hat. Dabei habe ich versucht, zu allen zentralen Begriffen Positionen aus verschiedenen Epochen (Antike, Mittelalter, Neuzeit, Gegenwart) zu berücksichtigen.

Diese Darstellung muss zwar notgedrungen etwas oberflächlich bleiben, ist aber notwendig, um den Lesern einen Eindruck von der Breite und Heterogenität des Diskurses zu vermitteln. In der Philosophie geht es schließlich nie darum, ein für alle Mal eindeutige Wahrheiten zu postulieren (auch wenn dies immer wieder versucht wurde). Hinzu kommt, dass es in der Philosophie – anders als etwa in den Naturwissenschaften – keinen linearen Erkenntnisfortschritt gibt. Was Aristoteles oder Platon vor rund 2400 Jahren zur Frage des guten Lebens oder der gerechten Gesellschaft zu sagen hatten, ist heute inspirierend und aktuell wie eh und je – im Gegensatz zum medizinischen oder physikalischen Wissen von damals, das in vielen Bereichen längst überholt ist. Philosophische Fragen hingegen behalten ihre Relevanz, da sie sich in der Regel nicht einfach durch neue empirische Erkenntnisse erledigen, sondern immer wieder neu gestellt und diskutiert werden müssen.

Am Ende des jeweiligen ersten Kapitelabschnitts werde ich noch einmal auf das Gedankenspiel bzw. Gedankenexperiment vom Kapitelanfang zurückkommen.

Es folgen knapp gehaltene biografische Hinweise zu den jeweiligen Philosophen und ein Blick auf den historischen Kontext. Anschließend werden die zentralen Begriffe und Ideen erläutert und die Relevanz dieser Positionen, Ideen und Konzepte für die Soziale Arbeit diskutiert. Jedes Kapitel schließt mit drei Anregungen zum Weiterdenken.

Die Auswahl der philosophischen Grundbegriffe basiert auf der Überzeugung, dass die Soziale Arbeit eine Disziplin ist, die tief in den Grundfragen des Menschseins verwurzelt ist. Jeder dieser Begriffe repräsentiert eine Schlüsselperspektive, die sowohl für das Verständnis individueller Lebenslagen als auch für die Analyse gesellschaftlicher Strukturen unverzichtbar ist. Zugleich sind die Begriffe durch einen inneren Zusammenhang miteinander verbunden, da sie unterschiedliche Aspekte menschlicher Existenz und sozialer Interaktion beleuchten, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen.

Die Begriffe Freiheit (Sartre) und Autonomie (Kant) stehen für die individuellen Grundlagen des Menschseins: die Fähigkeit, selbstbestimmt zu handeln, Entscheidungen zu treffen und Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen. Sie werfen die Frage auf, inwieweit der Mensch in einer Welt, die zugleich von äußeren Zwängen und inneren Begrenzungen geprägt ist, handlungsfrei ist. Ergänzt wird diese Dimension durch die Begriffe Macht und Wissen (Foucault) sowie Gemeinschaft (Aristoteles). Sie verdeutlichen, dass individuelles Handeln immer in soziale und kulturelle Strukturen eingebettet ist.

Die Themen Geschlechtergerechtigkeit (de Beauvoir) und soziale Gerechtigkeit (Nussbaum) erweitern diese Perspektive, indem sie auf spezifische Ungleichheiten und strukturelle Barrieren hinweisen, die individuelle Freiheit und soziale Teilhabe einschränken können. Hier wird der Bezug zur Praxis der Sozialen Arbeit besonders deutlich, da diese Begriffe sowohl die Reflexion über die individuellen Bedingungen eines guten Lebens als auch die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse fördern, um Chancengerechtigkeit und Würde für alle Menschen zu ermöglichen.

Die ethischen Grundbegriffe des Helfens (Schweitzer), der Nächstenliebe (Thomas von Aquin) und der Verantwortungsethik (Levinas) zeigen, dass Soziale Arbeit nicht nur eine Frage der individuellen Kompetenz oder Methodik ist, sondern tief durch ethische Fragen und Ansprüche geprägt ist. Sie fordern uns auf, uns mit der moralischen Verpflichtung gegenüber dem Anderen auseinanderzusetzen und das Spannungsfeld zwischen Hilfe, Kontrolle und Verantwortung zu reflektieren. Schließlich verweisen Kommunikation und Diskurs (Habermas) auf die Notwendigkeit, gesellschaftliche Prozesse durch Verständigung und Partizipation zu gestalten, während der Sinnbegriff (Frankl) die wohl tiefste Frage nach der menschlichen Existenz aufwirft. Wie können Menschen – insbesondere in schwierigen Lebenssituationen – eine Perspektive finden, die ihnen Sinn, Orientierung und Halt gibt?

Zusammen bilden diese Begriffe eine Art philosophisches Begriffsnetz, das die Grundlagen der Sozialen Arbeit aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet: vom individuellen Handeln über die Reflexion gesellschaftlicher Strukturen bis hin zur ethischen Verantwortung. Sie sind keine isolierten Begriffe, sondern greifen ineinander, indem sie die Verbindung zwischen Individuum, Gesellschaft und Ethik herstellen. Aus diesem Grund ließen sich thematische und begriffliche Überschneidungen nicht ganz vermeiden. Die Auswahl der Themen in diesem Buch spiegelt somit auch mein Selbstverständnis der

Sozialen Arbeit wider: eine Profession, die sich im Spannungsfeld zwischen individueller Hilfe und gesellschaftlichem Wandel bewegt und dabei auf ein reflektiertes Verständnis der menschlichen Existenz angewiesen ist. Das Buch widmet sich diesen Grundbegriffen mit dem Ziel, den Leser nicht nur theoretisches Wissen zu vermitteln, sondern sie auch anzuregen, ihre praktische Arbeit philosophisch fundiert und reflektiert zu gestalten.

Unser philosophischer Grundkurs beginnt mit dem Thema Freiheit – ein Begriff, der im Zentrum des existenzialistischen Denkens von Jean-Paul Sartre (1905–1980) steht. Freiheit ist für Sartre nicht nur die Abwesenheit von Zwängen, sondern die Grundlage der menschlichen Existenz überhaupt. Gerade hier finden sich wertvolle Anknüpfungspunkte für die Soziale Arbeit, wie wir sehen werden, insbesondere wenn es darum geht, Menschen zu ermutigen, eigene Entscheidungen zu treffen und Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen, aber auch, um die Ambivalenzen und Widersprüche zu erkennen und zu benennen, die ein undifferenziertes Verständnis von Freiheit mit sich brächte.

Von der Freiheit führt der Weg zur Bedeutung von Gemeinschaft – ein Thema, mit dem sich bereits Aristoteles (384–322 v. Chr.) in der Antike intensiv auseinandergesetzt hat und dessen Ideen bis heute fortwirken. Seine Vorstellung vom Menschen als „zoon politikon“, also als soziales und politisches Wesen, macht deutlich, wie eng unser individuelles Wohl mit dem der Gemeinschaft verbunden ist. Gerade in einer Profession wie der Sozialen Arbeit, die darauf abzielt, Gemeinschaften zu stärken und Menschen und gesellschaftliche Ressourcen miteinander zu vernetzen, zeigt sich die mögliche Relevanz des aristotelischen Denkens.

Das nächste Kapitel ist der Autonomie gewidmet, wie sie Immanuel Kant in seinen ebenso imposanten wie schwer verständlichen Hauptwerken im 18. Jahrhundert entwickelt hat. Kants Verständnis von Autonomie als Grundlage moralischen Handelns bietet einen sehr plausiblen Anknüpfungspunkt für die Soziale Arbeit, die sich tagtäglich darum bemüht, die Autonomie und Würde ihrer Klientinnen zu achten und zu fördern. Am Beispiel des Kategorischen Imperativs wird sich den aufmerksamen Lesern zeigen, wie philosophische Ideen unmittelbar handlungsleitend werden können.

Keine philosophische Einführung, die sich speziell an (angehende) Fachkräfte der Sozialen Arbeit richtet, kommt ohne Michel Foucault (1926–1984) aus. Seine Analysen zeigen, wie eng Macht und Wissen miteinander verwoben sind – ein Aspekt, der nicht nur dann relevant wird, wenn wir gesellschaftliche

(Macht-)Verhältnisse aus der Sozialen Arbeit heraus kritisieren, sondern auch, wenn es darum geht, die von der Sozialen Arbeit selbst ausgeübte Macht kritisch zu reflektieren.

Martha Nussbaum (* 1947) und ihr Fähigkeitsansatz (Capabilities Approach) führen uns weiter zu der Frage, wie soziale Gerechtigkeit hergestellt werden kann und wie diese unmittelbar mit der Frage nach dem guten Leben zusammenhängt. Mit ihrer Auflistung zentraler menschlicher Fähigkeiten lieferte sie einen viel diskutierten Maßstab, um diesem zentralen Ziel der Sozialen Arbeit (wie es auch in der internationalen Definition der Sozialen Arbeit niedergeschrieben ist) nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gerecht zu werden. Besonders spannend ist hier auch, wie es ihr als Ethikerin gelingt, ihren Ansatz philosophisch von anderen Ansätzen wie dem klassischen Utilitarismus oder der Verfahrensgerechtigkeit liberaler Prägung abzugrenzen.

Nicht wegzudenken in einem philosophischen Grundkurs ist heute natürlich auch die Auseinandersetzung mit Fragen der Geschlechtergerechtigkeit und hier insbesondere die feministische Perspektive auf konstruierte Geschlechterstereotype. Klassisch geworden ist das Werk der französischen Existentialistin Simone de Beauvoir (1908-1986). Die Auseinandersetzung mit ihren Gedanken fordert die Profession Sozialer Arbeit zu emanzipatorischem Handeln und zur kritischen Thematisierung gesellschaftlich vorstrukturierter und konstruierter Erwartungshaltungen auf.

Emmanuel Levinas (1906-1995) konfrontiert uns anschließend mit seiner *Ethik der Verantwortung* und zeigt auf, was es heißt, den Anderen in seiner Einzigartigkeit ernst zu nehmen. Für Levinas ist die Begegnung mit diesem Anderen immer auch eine ethische Herausforderung, die zum Überdenken der eigenen Haltung auffordert. Für die Soziale Arbeit bedeutet dies unter anderem, jeden Menschen in seiner Einzigartigkeit sehen und wahrnehmen zu lernen.

Jürgen Habermas (*1929) steht wie kein anderer Philosoph der Gegenwart für die Bedeutung des Dialoges. Seine *Theorie des kommunikativen Handelns*, die auf Verständigung und rationalen Diskurs zielt, bietet der Sozialen Arbeit ein tragfähiges Modell, um sozialen Zusammenhalt und Teilhabe dialogisch zu fördern. Beispielhaft zeigt sich im lebensweltorientierten Paradigma Sozialer Arbeit die Bedeutung Habermas' für Disziplin und Profession.

Als Nächstes machen wir Halt bei Viktor Frankl (1905–1997). Er führt uns die existenzielle Bedeutung der Sinnsuche vor Augen, die er als die zentrale

Handlungsmotivation des Menschen ansieht. Seine Gedanken sind besonders wertvoll, wenn es darum geht, Menschen in existenziellen Sinnkrisen zu begleiten, die überall auf dem Lebensweg auftreten können. Er zeigt, wie auch in Zeiten größter Not – selbst in Situationen unabänderlichen Leides – ein tieferer Sinn gefunden werden kann.

Abschließend widmen wir uns dem mittelalterlichen Benediktinermönch Thomas von Aquin (1225–1274), der das Thema des Helfens im Rahmen der Tugend der Nächstenliebe beleuchtet hatte. Helfen ist für ihn eine Einheit aus Haltung und Handlung, die einem ethischen Selbstverständnis entspringt. Dieses ist freilich tief in seinem christlichen Gottes- und Weltbild verwurzelt. Gleichwohl bietet sein Denken auch aus einer Perspektive, die die Religion transzendiert, eine fruchtbare Grundlage zur philosophischen Reflexion.

Zum Schluss folgt noch ein kurzer Epilog.

Wie jedes philosophische Buch will auch dieses keine endgültigen Antworten liefern, sondern dazu einladen, philosophische Begriffe und Ideen als Werkzeuge zu nutzen, um die eigene Praxis zu reflektieren und den Blick vielleicht auch einmal über den Tellerrand hinauszurichten – jenseits eingeschliffener Denkmuster und Routinen. Das Buch soll Raum öffnen für neue Perspektiven, frische Impulse und – hoffentlich – eine anhaltende Neugier auf die großen Fragen des Lebens innerhalb und außerhalb der Sozialen Arbeit.

1.2. Was ist Philosophie? Eine persönliche Perspektive zum Einstieg

Im Jahr 2009, zu diesem Zeitpunkt war ich bereits seit vier Jahren als Sozialarbeiter berufstätig, beschloss ich, ein Studium der Philosophie aufzunehmen. Diese Entscheidung war kein spontaner Impuls, sondern das Ergebnis einer jahrelangen inneren Auseinandersetzung, die mich seit meiner Jugend beschäftigt hatte. Vor allem die Frage nach dem Sinn des Lebens ließ mich einfach nicht los. Spätestens mit dem Übergang von der Jugend ins Erwachsenenalter um die Jahrtausendwende hatte ich existenziell damit zu kämpfen: Was ist der Sinn des Lebens, ja des Universums – und gibt es ihn überhaupt? Wofür lohnt es sich, morgens aufzustehen, wenn man einmal angefangen hat, alles infrage zu stellen? Diese Fragen waren existenziell, da sie in mir einen stetig wachsenden Leidensdruck auslösten, hinter dem andere Lebensinhalte zeitweise völlig verblassten.

Da sich offensichtlich schon viele Menschen vor mir mit diesen Fragen auseinandergesetzt und ihr geistiges Ringen unter anderem in Form von Büchern dokumentiert haben, habe ich mich auf eine ausgedehnte literarische Reise begeben. Ich las und las und las – zeitweise bis zu einem Dutzend Bücher parallel. Diese intensive Beschäftigung führte mich Ende 2007 zu Viktor Frankl. Der Arzt und Psychologe sollte sowohl meinen philosophischen Weg als auch mein berufspraktisches Handeln als Sozialpädagoge wie kein anderer prägen. Frankls Überzeugung, dass der Mensch auch unter widrigsten Umständen einen Sinn im Leben finden kann, fasziniert mich bis heute. Seine Feststellung, dass wir als Menschen immer schon auf der Suche nach Sinn sind, ja von einem *Willen zum Sinn* geprägt sind, hat mich sehr erleichtert. Zu lesen, dass Zweifel am Sinn des Lebens kein Zeichen einer Depression sein müssen, sondern etwas zutiefst Menschliches sind, war für mich wie eine Befreiung. Nicht zuletzt deshalb habe ich Viktor Frankl in diesem Buch ein eigenes Kapitel gewidmet, denn sein Denken bietet viele Anknüpfungspunkte für die Profession der Sozialen Arbeit, von denen Professionelle und Klienten gleichermaßen profitieren können.

Frankl und seine Logotherapie waren der Anfang. Durch ihn bekam ich auch einen tieferen Zugang zu anderen philosophischen Themen jenseits der Sinnfrage. Meine existentielle Verzweiflung an der Sinnfrage wich mehr und mehr einer ungeahnten Neugier auf die ganze Bandbreite philosophischer Themen. Was ist die Welt? Wie entsteht Wissen? Kann man Gott beweisen? Was ist das Wesen des Menschen? Gibt es einen freien Willen? Warum gibt es etwas und nicht nichts?

Je tiefer ich in die Welt dieser Fragen eintauchte, desto mehr spürte ich, wie sich meine Sicht auf die Welt veränderte. Das geistige Dickicht begann sich langsam zu lichten. Nicht, dass ich konkrete, endgültig überzeugende Antworten auf meine Fragen gefunden hätte! Allein die Erkenntnis, dass man sich diesen Fragen überhaupt sinnvoll und systematisch stellen kann – und dass man dabei auf eine Fülle von großartigen und spannenden Vorarbeiten zurückgreifen kann, die die Philosophie in ihrer Geschichte hervorgebracht hat – ließ mich innerlich aufhorchen und gab mir – ohne jede Übertreibung – neuen Lebensmut.

Im Grunde war es ein Staunen, das in mir wuchs. Ein Staunen, das, wie uns schon Aristoteles gelehrt hat, am Anfang jeder Philosophie steht. Es ist der Moment, in dem man erkennt, dass vieles, was man für selbstverständlich gehalten hat, es bei genauerem Hinsehen gar nicht ist. Philosophie beginnt

genau hier: mit dem Mut, vermeintlich Gegebenes infrage zu stellen und sich für andere Perspektiven zu öffnen. Dann erkennen wir möglicherweise, dass das, was wir lange für selbstverständlich gehalten haben, in Wirklichkeit voller Rätsel, Ambivalenzen und Widersprüche ist. Dieses Staunen ist die eigentliche Triebfeder des philosophischen Nachdenkens.

Philosophieren als praktische Tätigkeit: Zwischen Denken lernen und Leben lernen

Die philosophische Ausbildung, die ich an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München erhalten habe, hat mir sehr dabei geholfen, mein Staunen einerseits zu vertiefen und andererseits zu ordnen sowie mein Nachdenken in systematischere Bahnen zu lenken. „Denken lernen“ – so lautete das Motto und Ziel des Jesuitenordens mit seiner Hochschule. Doch die Hochschule war für mich nicht nur ein Ort des Denkens, sondern auch des Zweifelns. Ein fruchtbarer Zweifel, der erhellend wirkte. Denn die Philosophie fordert uns auf, vermeintliche Wahrheiten zu hinterfragen und uns stets zu fragen: Stimmt das wirklich? Muss es so sein? Gibt es andere, vielleicht stringendere Wege, die Wirklichkeit zu erfassen und zu beschreiben?

Dieser Zweifel richtet sich nicht nur auf die Antworten auf die großen metaphysischen Fragen der Philosophie, sondern auch auf die Selbstverständlichkeiten des Alltags, auf die kleinen, oft unbemerkten Annahmen, die unser durch Routinen und Regeln geprägtes Denken und Handeln leiten. Warum folgen wir bestimmten gesellschaftlichen Normen, ohne sie je zu hinterfragen? Warum gehen wir oft unbewusst davon aus, dass unsere Vorstellung von Glück die einzig richtige ist? Warum glauben wir oft, unser Weltbild oder unsere Identität sei in Stein gemeißelt? Und was passiert, wenn wir die Sicherheit des Vertrauten aufgeben und uns die Freiheit nehmen, anders über die Welt oder uns selbst zu denken und zu handeln?

Luc Ferry, ein zeitgenössischer französischer Philosoph, hat diesen Weg des Denkens in seinem gleichnamigen Werk als „Leben lernen“ beschrieben (Ferry 2009) – und ich kann ihm nur zustimmen. Philosophie ist nicht nur eine intellektuelle Übung, sondern eine Art, das Leben durch Vorleistung von Denken und Reflektieren bewusst zu gestalten. Dieser Prozess des Lebenslernens ist nie abgeschlossen. Aber gerade das macht die Philosophie so faszinierend und zugleich so unendlich wertvoll. Sie ist ein ständiges Ringen um Klarheit in einer alles andere als klaren Welt und zugleich ein Weg, das eigene Leben bewusster und vielleicht auch weiser zu führen. Im stressigen Alltag mag es

manchen als reiner Luxus erscheinen, sich die Zeit und Muße zu nehmen, um zu philosophieren, aber wer es wagt, wird womöglich mit wertvollen Einsichten belohnt.

1.3. Die Philosophie und einige ihrer Disziplinen

Philosophie ist jedoch nicht nur eine Form des Nachdenkens oder eine Art, sein Leben zu führen, sondern auch eine Wissenschaft, die systematisch gelehrt, gelernt und erforscht werden kann. Sie arbeitet mit klar benennbaren Methoden – beispielsweise der logischen Analyse, der Phänomenologie oder der Hermeneutik – um die grundlegendsten Fragen des Seins zu erörtern. Um diesem Anspruch in seiner Breite und Tiefe gerecht zu werden, hat sie sich im Laufe der Zeit in verschiedene Teilgebiete aufgespalten, die heute einen Wissenskanon bilden. Jede dieser Teilgebiete untersucht unterschiedliche Dimensionen und Objekte unseres Denkens, Handelns und Seins. In dieser Arbeit werden wir immer wieder auf diese verschiedenen Bereiche stoßen, weshalb die wichtigsten hier kurz skizziert werden sollen.

1.3.1 Metaphysik: Die Frage nach dem Sein

Der Begriff *Metaphysik* hat seinen Ursprung bei Aristoteles, erhielt jedoch erst nachträglich seine heute gebräuchliche Bezeichnung. Aristoteles selbst verwendete den Ausdruck „erste Philosophie“ (*prôtē philosophía*), die sich mit den grundlegenden Prinzipien und Ursachen des Seins auseinandersetzt. Die Bezeichnung *Metaphysik* etablierte sich, da die entsprechenden Abhandlungen in der antiken Edition hinter den physikalischen Schriften (*tà metaphysika* – das, was nach der Physik kommt) angeordnet waren. Inhaltlich richtet sich der Blick in der aristotelischen Metaphysik auf das Sein in seiner umfassendsten Form (to on hêi on), also auf die elementarsten Strukturen der Wirklichkeit, die sich den spezialisierten Zugängen einzelner Disziplinen wie Physik oder Ethik entziehen.

Die Metaphysik zählt insofern zu den ältesten und grundlegendsten Disziplinen der Philosophie (einführend siehe Rapp 2016). Seit der Antike beschäftigt sie sich mit den fundamentalsten Fragen unserer Wirklichkeit und unseres Seins. Sie stellt die Frage: Was bedeutet es, dass etwas existiert? Und welche Strukturen und Prinzipien liegen der Welt zugrunde, die wir tagtäglich erleben? Anders als die Naturwissenschaften, die sich auf das Messbare und Beobachtbare konzentrieren, wagt die Metaphysik den Blick hinter alles Sinnliche.

Was meinen wir, wenn wir sagen: „Ich bin ich“? Bedeutet dieses *Ich* lediglich die Summe unserer körperlichen Bestandteile – Organe und Zellen, die sich unaufhörlich erneuern? Oder umfasst es vielmehr das Bewusstsein von uns selbst und all die damit einhergehenden Erinnerungen? Oder gibt es womöglich etwas, das weder rein körperlich noch rein geistig ist – ein unveränderliches Selbst oder gar eine unsterbliche Seele? Während sich die Biologie mit dem Leben in all seinen Formen und Einheiten – von der Zelle bis zum Ökosystem – beschäftigt, fragt die Metaphysik u. a., was die Identität des Menschen trotz ständiger Veränderung konstant hält. Sie sucht nach den tieferen Zusammenhängen, nach dem, was unser Dasein jenseits naturwissenschaftlich fassbarer Phänomene ausmacht.

Ein anschauliches Beispiel ist die Frage nach Ursache und Wirkung. Im Alltag nehmen wir es als selbstverständlich hin, dass jedem Ereignis eine Ursache zugrunde liegt. Wenn ein Stein fällt, erklären wir dies mit der Schwerkraft. Doch die Metaphysik gräbt tiefer: Warum verhält es sich so? Gibt es eine Realität jenseits der bekannten Naturgesetze? Was beschreiben Naturgesetze überhaupt – und was nicht? Gibt es ein universelles Prinzip, das alle Kausalzusammenhänge umfasst – oder ist die Vorstellung von Ursache und Wirkung eine grundlegende Gegebenheit, die sich unserem vollständigen Verständnis entzieht?

Diese Überlegungen münden zwangsläufig in die Frage nach dem Anfang allen Seins: Was liegt allem zugrunde? Oder, um es mit den Worten von Aristoteles zu sagen: Wer oder was war der erste Beweger?

Die Metaphysik unterteilt sich in mehrere Bereiche. Die Ontologie fragt nach dem Wesen des Seins: Was bedeutet es, dass etwas ist? Ist Sein eine Eigenschaft wie Farbe oder Größe – oder etwas Grundsätzlicheres? Die Kosmologie richtet den Blick auf das Ganze: Hat das Universum einen Anfang? Ist es endlich oder unendlich? Besteht es aus Zufall oder folgt es einer Ordnung, die wir vielleicht nie ganz begreifen werden?

Wichtig dabei ist: Metaphysik ist keine Naturwissenschaft. Sie misst nicht und experimentiert nicht. Aber sie denkt über das nach, worauf die Naturwissenschaft aufbaut. Sie ist gewissermaßen das Nachdenken über das Denken, über das, was wir zu wissen glauben. Ein philosophischer Blick hinter die Kulissen der Wirklichkeit.

1.3.2. Erkenntnistheorie: Die Frage nach dem Wissen

Die Erkenntnistheorie (einführend z. B. Schnädelbach 2013), auch Epistemologie genannt, beschäftigt sich mit der Frage, was Wissen ausmacht und wie wir es erlangen. Was heißt es überhaupt, etwas zu wissen? Welche Wege führen zu verlässlichen Einsichten – unsere Sinne, unser Verstand oder unser Gedächtnis? Zentral ist die Suche nach dem Maßstab für Gewissheit: Wann dürfen wir sagen, dass wir etwas wirklich wissen? Und wo verlaufen die Grenzen unseres Verstehens?

Ein einfaches Beispiel veranschaulicht dies: Stell dir vor, du siehst einen Löffel, der in einem Glas Wasser steckt. Für dein Auge wirkt der Löffel plötzlich verbogen, als hätte er einen Knick bekommen. Doch sobald du ihn herausziehst, ist er wieder gerade. Was ist hier los? Täuscht dich dein Auge – oder zeigt es dir eine andere Wahrheit? Die Erkenntnistheorie befasst sich genau mit dieser Frage: Können wir unseren Sinnen trauen? Und wenn nicht, worauf sollen wir uns stützen, um zu erfahren, wie die Welt wirklich ist?

Die Erkenntnistheorie soll uns dabei helfen, zwischen dem, was wir erleben, und der Wirklichkeit zu unterscheiden. Sie bringt uns dazu, zu prüfen, ob unsere Wahrnehmung die Welt so zeigt, wie sie an sich ist (Kant), oder ob wir es mit einer durch unsere Sinne geprägten und durch die Struktur unseres Denkens geformten Deutung zu tun haben.

Überlegungen wie diese haben immer wieder zu spannenden Grundsatzdebatten geführt, etwa zwischen den Rationalisten und den Empiristen. Die Rationalisten – wie René Descartes (1596–1650) – behaupten, dass wahres Wissen vor allem durch den Gebrauch der Vernunft entsteht, unabhängig von den Sinnen. Descartes' berühmter Satz *Cogito ergo sum* (Ich denke, also bin ich) ist ein Paradebeispiel: Er zeigt, dass es Dinge gibt, die wir allein durch das Denken erkennen können, ohne auf unsere Sinneswahrnehmungen angewiesen zu sein. Dazu zählen mathematische Wahrheiten wie die, dass eine gerade Linie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist, oder logische Schlüsse wie der, dass, wenn alle Menschen sterblich sind und Sokrates ein Mensch ist, auch Sokrates sterblich sein muss.

Im Gegensatz dazu stehen die Empiristen wie John Locke (1632–1704). Sie argumentieren, dass alles Wissen letztlich aus sinnlicher Erfahrung stammt. Erst durch das, was wir sehen, hören und fühlen, entwickeln wir ein Verständnis der Welt. Der Konflikt zwischen Rationalisten und Empiristen hält in der philosophischen Debatte bis heute an.

Im Laufe der Zeit sind weitere erkenntnistheoretische Denkrichtungen entstanden, wie etwa der Konstruktivismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen. Kurz gefasst besagt dieser, dass Wissen nicht einfach entdeckt, sondern vom erkennenden Subjekt aktiv konstruiert wird. Demnach entsteht Wissen nicht nur durch passives Beobachten, sondern ist eine kreative geistige Leistung, die das denkende Ich von der restlichen Natur unterscheidet.

Warum ist das nun relevant? Weil die Erkenntnistheorie uns dazu anleitet, unsere Wissensquellen kritisch zu hinterfragen. Sie schärft unser Bewusstsein dafür, dass das, was wir für Wissen halten, nicht immer so sicher und klar ist, wie es uns bisweilen erscheint. Und genau dieses kritische Denken hilft uns, fundiertere Entscheidungen zu treffen – gerade in einer komplexen und oft unübersichtlichen Welt. Dies gilt nicht nur für die Philosophie, sondern auch für praktische Bereiche wie die Soziale Arbeit. Denn wer besser versteht, wie Wissen entsteht, kann besser auf die Herausforderungen reagieren, die sich aus den vielfältigen Perspektiven und Lebensrealitäten anderer Menschen ergeben.

1.3.3. Wissenschaftstheorie

Unmittelbar an die Erkenntnistheorie schließt sich mit der Wissenschaftstheorie eine weitere philosophische Disziplin an, die, ebenso wie die philosophische Anthropologie, zu den jüngeren Disziplinen gezählt werden kann (vgl. Chalmers 2006). Während in den Natur- und Geisteswissenschaften jeweils konkrete Phänomene untersucht werden, versucht die Wissenschaftstheorie, die Methoden, Strukturen und Begriffe dieser Disziplinen kritisch zu hinterfragen. Sie bietet einen Reflexionsraum, in dem Wissenschaft über sich selbst nachdenkt – darüber, was sie tut, wie sie es tut und welche Geltungsansprüche sie mit dem von ihr geschaffenen Wissen erheben kann.

In ihrer Geschichte hat die Wissenschaftstheorie verschiedene Strömungen hervorgebracht, die jeweils eigene Vorstellungen vom Verlauf des wissenschaftlichen Fortschritts haben. Eine frühe, einflussreiche Richtung war der Positivismus, der vor allem in der sogenannten Wiener Schule – beispielsweise durch Rudolf Carnap (1891–1970) und Moritz Schlick (1882–1936) – Gestalt annahm. Hier galt lange Zeit die Vorstellung, dass Wissenschaft ausschließlich streng empirisch zu arbeiten habe und sich an überprüfbaren Tatsachen orientieren müsse. Eine Theorie gilt dann als wissenschaftlich, wenn ihre Aussagen durch Experimente oder Beobachtungen bestätigt bzw. verifiziert werden kön-

nen. Ein Beispiel hierfür ist die klassische Newtonsche Mechanik, die durch empirische Messungen bestätigt wurde und lange Zeit als unumstößlich galt.

Karl Popper (1902–1994), der nicht unmittelbar zum Wiener Kreis gehörte, entwickelte mit seinem Falsifikationismus einen Gegenentwurf: Er hielt Verifikation für problematisch, da eine Theorie durch noch so viele bestätigende Beobachtungen nicht endgültig bewiesen werden kann. Stattdessen sollte Wissenschaft darauf abzielen, Theorien aktiv zu widerlegen – also zu falsifizieren. Eine Theorie gilt demnach nur so lange als gültig, bis sie durch ein Gegenbeispiel oder widersprechende Daten widerlegt wird. Ein Beispiel hierfür ist die klassische Physik, die durch die Quantenmechanik und die Relativitätstheorie herausgefordert wurde. Beide Theorien haben gezeigt, dass die Newtonschen Gesetze nicht in allen Bereichen der Physik gelten. Dies verdeutlicht, dass wissenschaftliche Erkenntnisse stets der Möglichkeit einer Widerlegung ausgesetzt sein müssen, da sie sonst ihre Wissenschaftlichkeit verlieren. In diesem Sinne kritisierte Popper auch Denksysteme wie den Marxismus und die Psychoanalyse, da sie sich gegen Falsifikation immunisierten. Der sogenannte wissenschaftliche Marxismus erklärte gesellschaftliche Entwicklungen so, dass sie stets mit seiner Theorie übereinstimmten, anstatt mögliche Widerlegungen oder Infragestellungen zuzulassen. Widersprüche wurden durch zusätzliche Annahmen ausgeglichen, anstatt sie als Anomalien zu erkennen. Ähnlich verfuhr die Psychoanalyse Freuds, die jedes Verhalten ihrer Patientinnen als Bestätigung ihrer Theorie interpretierte – sei es als direkte Manifestation eines unbewussten Konflikts oder als Widerstand dagegen. Da solche Systeme keine eindeutige Falsifikationsmöglichkeit bieten, erfüllen sie nach Popper nicht die Kriterien wissenschaftlicher Theorien.

Eine zentrale Wende in der Wissenschaftstheorie wurde von Thomas S. Kuhn (1922–1996) mit seinem 1962 erschienenen Buch *The Structure of Scientific Revolutions* eingeleitet. Kuhn prägte den Begriff des *Paradigmas*, das heißt eines grundlegenden Denkmusters, das von einer wissenschaftlichen Gemeinschaft geteilt wird. Innerhalb eines solchen Paradigmas bewegen sich die Forschenden in der Regel so lange, bis es zu sogenannten Anomalien kommt – Beobachtungen, die nicht mehr sinnvoll innerhalb des Paradigmas erklärt werden können. Häufen sich diese Anomalien, gerät das Paradigma als Ganzes in eine Krise und es kann zu einer wissenschaftlichen Revolution kommen, bei der ein neues Paradigma das alte ablöst. Aus Kuhns Sicht verläuft Forschung also nicht gleichmäßig kumulativ, sondern durchläuft stabile Phasen und zeitweise revolutionäre Umbrüche, in denen sich die Grundlagen der Disziplin verschieben.

Ein modernes Beispiel für Kuhns Paradigmenwechsel ist der Übergang von der klassischen zur Quantenmechanik in der Physik. Anfang des 20. Jahrhunderts stießen Wissenschaftler auf Phänomene wie den Fotoeffekt oder das Doppelspaltexperiment, die sich mit der klassischen Mechanik nicht erklären ließen. Diese Anomalien führten zur Entwicklung eines völlig neuen theoretischen Rahmens: der Quantenmechanik. Während die klassische Physik von deterministischen Gesetzmäßigkeiten ausging, stellte die Quantenmechanik Wahrscheinlichkeiten und Unschärfen ins Zentrum. Dieser Wechsel markierte eine wissenschaftliche Revolution. Anfangs waren jedoch nicht alle in der Scientific Community bereit, diesen Paradigmenwechsel mitzugehen. Doch mit der Zeit starben die Verfechter des alten Paradigmas aus und irgendwann war der Punkt erreicht, an dem alle in der Community den Kern der Quantenmechanik anerkannten. Zumindest solange, bis wir wieder auf Anomalien stoßen und sich das wissenschaftliche Paradigma erneut wandelt.

Auf Kuhn aufbauend ist Imre Lakatos (1922–1974) ein weiterer bedeutender Wissenschaftstheoretiker. Mit seinem Modell von Forschungsprogrammen (Lakatos 1978) geht er davon aus, dass Theorien nicht an einem einzigen Gegenbeispiel scheitern, sondern dass es einen harten Kern von Annahmen gibt, der geschützt wird, solange die Forschenden fruchtbare Erweiterungen und Hilfsthesen formulieren können. Für Lakatos ist eine Theorie dann ein progressives Forschungsprogramm, wenn sie neue Vorhersagen und kreative Problemlösungen ermöglicht. Wenn ein Forschungsprogramm an seine Grenzen stößt, kann es durch ein anderes ersetzt werden – doch dieser Übergang ist oft kompliziert und wird von persönlichen Eitelkeiten sowie anderen sozialen und politischen Faktoren begleitet.

Ganz anders Paul Feyerabend (1924–1994): In *Against Method* (Feyerabend 1975) entwickelte er eine radikale Kritik an allen Versuchen, die Wissenschaft als einheitlich und rational geordnet darzustellen. Sein bekanntestes Schlagwort lautet: „Anything goes!“ – eine Zuspitzung, die besagt, dass es in der realen Geschichte der Wissenschaft nie die eine Methode gegeben hat, sondern dass auch verschiedene Strategien, Überzeugungen und Irrtümer zum Erfolg führen können. Feyerabend plädiert für eine methodologische Anarchie, da seiner Meinung nach zu strenge Regeln Innovationen eher behindern als zu neuen Erkenntnissen führen.

Die Wissenschaftstheorie ist also ein ziemlich vielfältiges Unterfangen und die Bezeichnung „Theorie“ irreführend. Ob man eher in der Tradition des Positivismus steht, Poppers kritischem Rationalismus folgt, Kuhns revolutionärem

Wissenschaftsverständnis den Vorzug gibt, Lakatos' Forschungsprogramme im Blick hat oder sich von Feyerabends radikaler methodologischer Offenheit inspirieren lässt – immer geht es darum, die Prozesse, in denen neues Wissen entsteht, besser zu verstehen und kritisch zu hinterfragen.

Diese Reflexion ist heute wichtiger denn je. Angesichts hochspezialisierter Forschung, globaler Herausforderungen und gesellschaftlicher Kontroversen über die Interpretation wissenschaftlicher Ergebnisse stehen nicht nur die Glaubwürdigkeit, sondern auch die Leistungsfähigkeit des Wissenschaftsbetriebs auf dem Prüfstand. Es greift eine spürbare Wissenschaftsskepsis um sich, weil vielfach nicht klar ist, was Wissenschaft kann und was nicht, was ihr Anspruch ist und wo ihre Grenzen liegen.

Damit wird auch deutlich, warum die häufig von Politikern erhobene Forderung, der Wissenschaft zu folgen (besonders während der Corona-Pandemie eine allzu beliebte Floskel), problematisch sein kann. Wissenschaft ist kein monolithisches Gebilde mit einer einzigen Wahrheit, sondern ein dynamischer Prozess, in dem sich unterschiedliche Theorien, Paradigmen und methodische Ansätze gegenüberstehen. Die Vorstellung, Wissenschaft könne eindeutige und unumstößliche Handlungsanleitungen für politische Entscheidungen liefern, ignoriert ihre inhärente Unsicherheit und den ständigen Wandel wissenschaftlicher Erkenntnisse. Gerade bei komplexen gesellschaftlichen Fragen – wie etwa der Abwägung der medizinischen und sozialen Folgen einer Pandemie – existieren häufig konkurrierende wissenschaftliche Modelle, die unterschiedliche Lösungsansätze nahelegen. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind daher eine wichtige Grundlage für politische Entscheidungen, ersetzen aber nicht den gesellschaftlichen und ethischen Diskurs, der über ihre Anwendung geführt werden muss.

1.3.4. Logik: Die Kunst des richtigen Denkens

Die Logik ist eine formale Disziplin der Philosophie, die sich damit befasst, wie wir klar und nachvollziehbar denken und argumentieren. (zur Einführung z. B. Ender 2023) Ihr Fokus liegt auf den Strukturen und Regeln, die sicherstellen, dass Schlussfolgerungen tatsächlich aus den zugrunde liegenden Annahmen hervorgehen und nicht das Ergebnis fehlerhafter Überlegungen sind.

Im Gefüge der philosophischen Disziplinen nimmt die Logik eine besondere Stellung ein. Während sich andere Bereiche inhaltlichen Fragestellungen widmen, befasst sich die Logik mit dem Denken selbst, genauer gesagt mit den

Regeln des folgerichtigen Schließens. Ohne diese Grundlagen verfehlt jede philosophische Überlegung ihr Ziel. Denn wer die Prinzipien logischen Denkens missachtet, bleibt – unabhängig davon, worüber er nachdenkt – bereits im Ansatz stecken.

Während uns die anderen philosophischen Teildisziplinen im weiteren Verlauf des Buches noch öfter begegnen werden, ist das bei der Logik nicht der Fall. Gleichwohl bleibt sie durch ihre Regeln des richtigen Schließens immer präsent. Aus diesem Grund widme ich mich im Folgenden den Grundprinzipien der Logik etwas ausführlicher, da sie das Handwerkszeug darstellen, auf das wir anschließend stets zurückgreifen können, wenn wir mit dem Philosophieren beginnen.

Deduktive, induktive und abduktive Logik

Die *deduktive Logik* beschreibt eine Art des Schließens, bei der eine Konklusion zwangsläufig aus den vorgegebenen Prämissen hervorgeht – vorausgesetzt, die logische Struktur ist fehlerfrei. Aristoteles verdeutlicht dieses Prinzip in seinem Werk „Analytica Priora“ mit einem bekannten Beispiel (Aristoteles 2007, 71a1 ff.). Aus den Aussagen „Alle Menschen sind sterblich“ und „Sokrates ist ein Mensch“ folgt notwendig: Sokrates ist sterblich.

Diese Form des Denkens nennt man *deduktiv*: Sie nimmt allgemeine Annahmen als Ausgangspunkt und leitet daraus eine zwingende Schlussfolgerung für den Einzelfall ab. Dabei sind zwei Dinge entscheidend: Zum einen müssen die Prämissen zutreffen und zum anderen muss die Struktur des Arguments stimmig sein. Die logische Form eines Schlusses beschreibt das abstrakte Muster, das die Beziehung zwischen Prämissen und Ergebnis ordnet – losgelöst von konkreten Inhalten.

Denn auch wenn die Prämissen zutreffen, kann eine Schlussfolgerung fehlerhaft sein, wenn die Struktur des Arguments mangelhaft ist. Ein Beispiel für einen fehlerhaften Schluss: Alle Säugetiere haben ein Herz, ein Hund hat ein Herz, also ist ein Hund ein Säugetier. Daraus fälschlich abzuleiten: „Ein Hund ist ein Säugetier, weil er ein Herz hat“, ist jedoch ein Trugschluss.

Das Problem liegt in der Struktur des Arguments: Die Prämissen liefern keine ausreichende Grundlage, um die Zugehörigkeit zur Klasse der Säugetiere zu beweisen. Schließlich besitzen auch Vögel oder Fische ein Herz. Hier zeigt sich der Fehlschluss darin, dass aus zutreffenden Annahmen eine Folgerung gezogen wird, die aus der Struktur des Arguments nicht zwingend hervorgeht.

Eine korrekte logische Form muss garantieren: Wenn die Prämissen stimmen, folgt daraus die Konklusion unausweichlich.

Die *induktive Logik* verfolgt einen anderen Weg des Schließens. Hierbei geht es darum, aus einzelnen Beobachtungen allgemeine Gesetzmäßigkeiten abzuleiten. Wer etwa wiederholt erlebt, dass die Sonne jeden Morgen aufgeht, könnte daraus den Schluss ziehen: „Die Sonne wird auch morgen aufgehen.“ Im Unterschied zur Deduktion bietet eine solche Folgerung jedoch keine absolute Sicherheit. Sie bleibt unsicher, da sie auf Erfahrungen und Wahrscheinlichkeiten beruht. Selbst eine lange Reihe gleichartiger Beobachtungen garantiert nicht, dass sich das Muster immer fortsetzt. Theoretisch könnte ein unvorhergesehenes Ereignis – etwa ein Kometeneinschlag – verhindern, dass wir den nächsten Sonnenaufgang erleben. Die Induktion eröffnet zwar neue Erkenntnisse, bleibt jedoch stets dem Risiko des Irrtums ausgesetzt.

Die *abduktive Logik* stellt einen dritten großen Weg des Schlussfolgerns dar, insbesondere bei der Entwicklung von Hypothesen. Sie zielt darauf ab, die plausibelste Erklärung für beobachtbare Phänomene zu finden. Ein bekanntes Beispiel ist die medizinische Diagnostik: Eine Ärztin bemerkt bei einem Patienten Symptome wie Fieber, Husten und Atembeschwerden. Daraus leitet sie die Hypothese ab: „Der Patient könnte an einer Lungenentzündung leiden, da diese typischerweise solche Anzeichen hervorruft.“ Hier zeigt sich das abduktive Denken: Aus den Befunden (Symptome a, b und c) wird die wahrscheinlichste Erklärung (Lungenentzündung) abgeleitet. Im Unterschied zur Deduktion folgt die Schlussfolgerung hier jedoch nicht zwangsläufig aus den Prämissen. Es handelt sich vielmehr um eine Vermutung, die zwar naheliegend ist, aber offenlässt, dass auch andere Ursachen denkbar sind. Die Stärke der Abduktion liegt darin, eine Hypothese zu formulieren, die sich anschließend überprüfen lässt.

Gerade in der Sozialen Arbeit spielt die abduktive Logik eine entscheidende Rolle, etwa beim Verstehen komplexer Fallkonstellationen. So wie eine Ärztin Symptome deutet, analysiert die Fachkraft in der Sozialen Arbeit Anzeichen in Biografien, Verhaltensweisen oder sozialen Kontexten, um eine tragfähige Hypothese zur gegenwärtigen Lebenslage eines Menschen zu entwickeln.

Das zentrale Anliegen der Logik ist das Aufdecken von Fehlschlüssen, also Denkfehlern, die Schlussfolgerungen ungültig machen, obwohl sie zunächst plausibel erscheinen. Man unterscheidet zwischen formalen Fehlschlüssen, die auf logischen Strukturfehlern beruhen, und informellen Fehlschlüssen, die aus inhaltlichen Fehlern oder rhetorischen Tricks resultieren. Ein Beispiel für

einen formalen Fehlschluss ist der Fehlschluss der Bejahung des Konsequens. Beispiel: „Wenn es regnet, wird die Straße nass.“ Die Straße ist nass, also hat es geregnet. Dies klingt logisch, dabei werden aber andere Erklärungen (z. B. ein Wasserrohrbruch) außer Acht gelassen. Ein Beispiel für einen informellen Fehlschluss ist der Strohmann-Fehlschluss, bei dem die Position eines anderen absichtlich verzerrt wird, um sie leichter angreifen zu können. Wer dafür Beispiele sucht, wird in jeder politischen Talkshow fündig.

Logik hilft uns also aufzudecken, wann wir möglicherweise von falschen Annahmen ausgehen oder wann unsere Argumente nicht so stichhaltig sind, wie wir denken. Das kann der Fall sein, wenn sie weder den Regeln der deduktiven noch der induktiven Logik folgen oder nicht einmal als taugliche Hypothesen im Sinne der abduktiven Logik gelten können. Logik hilft uns also, uns nicht von Gefühlen, Vorurteilen oder scheinbaren Zusammenhängen leiten zu lassen, sondern nachvollziehbare und überzeugende Argumente zu formulieren. Deren Stringenz kann dann mit anderen diskutiert und hinterfragt werden. So entsteht Wissen, das nicht auf tönernen Füßen steht.

1.3.5. Ethik

Die Ethik zählt seit ihren Ursprüngen in der Antike zu den Kernbereichen philosophischer Reflexion. Sie stellt grundlegende Fragen danach, was unser Leben gelingen lässt und wie wir verantwortungsvoll handeln können (vgl. Pieper 2017; Hübner 2024). In ihrer sozialetischen Ausprägung nimmt sie darüber hinaus besonders das Anliegen sozialer Gerechtigkeit in den Blick.

Im Mittelpunkt stehen dabei Vorstellungen davon, was Menschen als gut und erstrebenswert empfinden, sowie die Werte und Normen, an denen sie sich in ihrem alltäglichen Handeln orientieren. Dabei erschöpft sich die Ethik nicht in der bloßen Beschreibung menschlichen Verhaltens. Vielmehr richtet sie ihren Blick tiefer und hinterfragt Beweggründe: Was veranlasst uns zu einer Handlung, was treibt uns innerlich an? Und wodurch gewinnt ein Leben an Tiefe, Sinn und Erfüllung?

Wer ethisch reflektiert, setzt sich bewusst mit den eigenen Prinzipien und Wertvorstellungen auseinander, die das persönliche Handeln prägen. Gerade in der Sozialen Arbeit, in der Entscheidungen oftmals umfangreiche Folgen für das Leben anderer Menschen haben können, bildet ethische Reflexion eine unverzichtbare Grundlage und Orientierung.

Dabei lässt sich die Ethik in drei zentrale Bereiche gliedern:

1. Die *Metaethik* fragt nach der Bedeutung moralischer Begriffe wie „gut“ oder „richtig“ und untersucht, ob moralische Urteile einen objektiven Wahrheitsanspruch besitzen oder vielmehr persönliche Einstellungen und kulturelle Prägungen widerspiegeln.
2. Die *normative Ethik* beschäftigt sich konkret damit, wie Menschen handeln sollten. Sie entwickelt Prinzipien und Kriterien, anhand derer wir beurteilen können, ob eine Handlung moralisch richtig oder falsch ist.
3. Die *angewandte Ethik* schließlich überträgt diese moralischen Prinzipien in konkrete Lebens- und Berufsfelder. Sie widmet sich ethischen Herausforderungen in Praxisbereichen wie Medizin, Wirtschaft und insbesondere der Sozialen Arbeit, um in komplexen Entscheidungssituationen eine hilfreiche Orientierung zu bieten.

Drei normative Ethiken: Deontologie, Utilitarismus und Tugendethik

Die wichtigsten ethischen Ansätze lassen sich in drei große Richtungen gliedern: die deontologische Ethik, den Utilitarismus und die Tugendethik. Jeder dieser Ansätze beleuchtet die Frage, was gutes und richtiges Handeln ausmacht, auf seine Weise und bietet wertvolle Impulse, um ethische Herausforderungen in der Sozialen Arbeit besser zu verstehen und in der Praxis umzusetzen.

Die deontologische Ethik setzt klar definierte Prinzipien und moralische Regeln in den Mittelpunkt. Ihr bekanntester Vertreter, Immanuel Kant, vertrat die Auffassung, dass bestimmte Handlungen unabhängig von ihren Konsequenzen entweder richtig oder falsch sind. Zentral ist hier die Idee der inneren Pflicht: Moralisches Handeln gründet auf Vernunft und Achtung ethischer Grundsätze – selbst wenn dies persönliche Nachteile mit sich bringen könnte.

Der Utilitarismus, geprägt von Denkern wie Jeremy Bentham und John Stuart Mill, bewertet Handlungen danach, welche Folgen sie haben. Eine Handlung gilt dabei als moralisch richtig, wenn sie möglichst viel Glück und möglichst wenig Leid für möglichst viele Menschen hervorbringt. Entscheidend ist der Gedanke, dass moralisches Handeln das Wohl der Gemeinschaft fördert und aktiv Leid reduziert.

Die Tugendethik, die maßgeblich auf Aristoteles zurückgeht, legt den Schwerpunkt weniger auf einzelne Handlungen als vielmehr auf die Entwicklung eines guten Charakters. Sie fragt danach, was es bedeutet, ein guter Mensch

zu sein. Dabei stehen Eigenschaften wie Gerechtigkeit, Mut und Mitgefühl im Vordergrund. Ziel der Tugendethik ist es, Menschen dazu zu befähigen, in verschiedensten Lebenssituationen besonnen und im Einklang mit diesen Charaktereigenschaften zu handeln.

1.3.6. Anthropologie: Die Lehre vom Wesen des Menschen

Immanuel Kant fasste den Kern menschlicher Erkenntnis und Reflexion in drei grundlegenden Fragen zusammen. Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?“ Hinter diesen Fragen verbirgt sich bei Kant eine vierte, umfassendere Frage: „Was ist der Mensch?“ An diesem Punkt setzt die philosophische Anthropologie an, eine Disziplin, die das Wesen des Menschen ergründet.

Sie geht über einfache Definitionen des Menschen hinaus. Es genügt ihr nicht, ihn lediglich von Tieren oder Pflanzen abzugrenzen. Stattdessen betrachtet sie den Menschen im Spannungsverhältnis von Natur und Kultur, Freiheit und Bestimmung sowie Individualität und Gemeinschaft. Sie versucht, ihn als komplexes, widersprüchliches und vielschichtiges Wesen zu verstehen, das gleichermaßen von biologischen, kulturellen und sozialen Faktoren geprägt wird.

Als eigenständige philosophische Disziplin entstand die philosophische Anthropologie erst im 20. Jahrhundert. In der deutschen Tradition haben vor allem Max Scheler (1874–1928) und Helmuth Plessner (1892–1985) entscheidend zu ihrer Entwicklung beigetragen.

Max Scheler hebt in seiner Anthropologie (Scheler 1916) besonders die geistige Dimension des Menschen hervor. Im Mittelpunkt steht dabei dessen einzigartige Fähigkeit, Werte zu erkennen und zu lieben, wodurch er in eine besondere Beziehung zur Welt tritt. Während Tiere laut Scheler vor allem von Instinkten und Trieben geleitet werden, besitzt der Mensch die Fähigkeit zur inneren Distanzierung von unmittelbaren Bedürfnissen. Er unterscheidet nicht nur zwischen Angenehmem und Unangenehmem, sondern auch zwischen objektiven Werten wie Schönheit, Güte oder Heiligkeit. Gerade diese Fähigkeit sieht Scheler als Ausdruck des menschlichen Geistes, der den Menschen wesentlich von anderen Lebewesen unterscheidet. Scheler versteht den Menschen deshalb als geistiges Wesen, dessen Existenz über rein biologische Aspekte hinausgeht. Besonders hervorzuheben ist die Rolle der Liebe: Sie ermöglicht dem Menschen, über sich hinauszugehen und dem anderen offen zu begegnen. Scheler positioniert den Menschen in einer Zwischenstellung: Er ist weder rein in-

stinktbestimmt noch ausschließlich geistig, sondern verbindet beide Aspekte in sich. Diese Doppelnatur prägt sein Leben und stellt ihn immer wieder vor ethische Herausforderungen.

Einen anderen Ansatz verfolgt Helmut Plessner in seiner Anthropologie (Plessner 1928). Er entwickelt den Begriff der *exzentrischen Positionalität*, um die Sonderstellung des Menschen zu erklären. Während Tiere eine zentrische Positionalität haben – sie stehen in direkter Beziehung zu ihrer Umwelt und ihrem Körper, ohne sich selbst reflexiv zu betrachten –, besitzt der Mensch die Fähigkeit, sich selbst von außen zu betrachten. Er kann sich als handelndes Subjekt begreifen und gleichzeitig aus der Perspektive eines Außenstehenden über sich nachdenken. Diese exzentrische Positionalität führt zu einer grundlegenden Ambivalenz: Der Mensch ist einerseits in seinem Körper verankert und andererseits in der Lage, sich von ihm zu distanzieren. Dies drückt sich unter anderem in der Sprache, in kulturellen Ausdrucksformen und in der Fähigkeit zur Selbstkritik aus. Plessner betont, dass diese besondere Form der Selbstwahrnehmung dem Menschen zwar eine große Freiheit gibt, aber auch eine existentielle Unsicherheit mit sich bringt. Der Mensch muss sich selbst definieren, ist aber zugleich nie ganz mit sich identisch.

Ein zentrales Element in Plessners Anthropologie ist die künstliche Gestaltung der Umwelt. Während Tiere instinktiv reagieren, schafft der Mensch Kultur und Technik, wodurch sich seine Exzentrizität zeigt. Das gibt ihm große Freiheit, bringt aber auch jede Menge Unsicherheiten mit sich.

Sowohl Scheler als auch Plessner beschäftigten sich daher intensiv mit den Grenzen der menschlichen Freiheit. Scheler untersucht, inwieweit die Erkenntnis von Werten den Menschen von biologischen Zwängen befreit. Plessner betrachtet die exzentrische Positionalität dagegen als Quelle von Unsicherheit und Gestaltungskraft. Beide zeigen, dass der Mensch zwischen Natur und Kultur, Trieb und Geist sowie Determination und Freiheit existiert.

1.3.7. Ästhetik: Die Frage nach dem Schönen

Abschließend werfen wir einen kurzen Blick auf die *Ästhetik* als philosophische Disziplin (einführend Reicher 2005). Sie nimmt zwar innerhalb des philosophischen Kanons eher eine randständige Position ein, aus der Perspektive der Sozialen Arbeit ist sie jedoch nicht unbedeutend. Die Ästhetik beschäftigt sich mit Fragen des Schönen und Kunstvollen sowie deren Erleben. Sie untersucht, was uns beispielsweise an Kunstwerken, Naturerscheinungen oder Alltagsgegenständen fasziniert und nach welchen Kriterien wir etwas als schön

oder ästhetisch ansprechend beurteilen – und damit unsere Umwelt einer normativen Bewertung unterziehen.

Ästhetik ist nicht nur eine Frage des subjektiven Geschmacks oder individueller Vorlieben, die in den Bereich des Privaten gehören, sondern auch eine Frage nach den tieferen Strukturen, die unser ästhetisches Empfinden prägen. Zentral ist dabei die Unterscheidung zwischen subjektiven und objektiven Zugängen zur Ästhetik. Während einige Theorien – etwa die von Platon oder Immanuel Kant – Schönheit als inhärente Eigenschaft von Gegenständen begreifen, sehen andere, wie Friedrich Nietzsche oder Theodor Adorno, Schönheit als Ergebnis individueller Wahrnehmung und Interpretation im kulturellen und gesellschaftlichen Kontext. Für die ästhetische Erfahrung ist die Rolle der sinnlichen Wahrnehmung und der Emotionen entscheidend. Ein ästhetisches Urteil erfordert, dass wir uns auf etwas einlassen, es aufmerksam betrachten und seine Form, Struktur und Bedeutung in einer ganzheitlichen Erfahrung erfassen.

Mit der Entwicklung der modernen Gesellschaft hat sich die ästhetische Philosophie auf neue Bereiche ausgedehnt. Nicht nur klassische Kunstwerke, sondern auch Alltagsgegenstände, digitale Medien und Phänomene der Popkultur rücken in den Fokus. Moderne Theorien, wie die Ästhetik der Postmoderne – etwa bei Jean-François Lyotard oder Jacques Derrida – beschäftigen sich mit der Auflösung traditioneller Schönheitsvorstellungen und der Pluralität von Stilen und Ausdrucksformen. Interkulturelle Ansätze untersuchen, wie unterschiedliche Kulturen das Schöne definieren und erfahren. Pierre Bourdieus Theorie des Habitus (vgl. Bourdieu 1979) zeigt, dass ästhetische Vorlieben und Bewertungen sozial geprägt sind und mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen zusammenhängen.

In der heutigen digitalen Welt spielt die ästhetische Wahrnehmung eine noch größere Rolle. Soziale Medien wie Instagram oder TikTok leben von visuellen Inszenierungen und beeinflussen unser Verständnis von Schönheit und Kunst. In virtuellen Realitäten und Videospielen nutzen Designerinnen und Entwicklerinnen ästhetische Prinzipien, um immersive Erlebnisse zu schaffen.

Diese Erweiterung des ästhetischen Horizonts zeigt, dass ästhetische Erfahrungen ein wichtiger Teil unseres Lebens sind und uns in den unterschiedlichsten Bereichen – von Architektur und Mode bis hin zu Musikvideos und Street Art – begegnen, auch wenn wir sie nicht immer bewusst wahrnehmen.

1.4. Vorläufiges Fazit: Die Bedeutung der Philosophie und ihrer Disziplinen für die Soziale Arbeit

Nach diesem Schnelldurchlauf durch unterschiedliche Teildisziplinen der Philosophie sollte nun schon ein gewisses Gefühl dafür entstanden sein, wie vielfältige Bezugspunkte zur Sozialen Arbeit (un)mittelbar sicht- und spürbar werden.



Denkanstoß

Stell dir vor, du bist Sozialarbeiterin und stehst vor der Herausforderung, einem Jugendlichen zu helfen, der aufgrund seiner sozialen Herkunft keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt sieht und u.a. deshalb am Sinn seines Daseins zweifelt. Gleichzeitig arbeitest du mit einer Bürgerinitiative in einem Stadtteilprojekt, um die lokalen Anwohner in ihrer Autonomie zu stärken und mehr soziale Gerechtigkeit herzustellen. Was verbindet diese scheinbar so unterschiedlichen Aufgaben? Es sind die grundlegenden – und doch so unterschiedlichen – philosophischen Fragen nach sozialer Gerechtigkeit, Autonomie und dem Sinn des Lebens, die sich durch die tägliche Arbeit ziehen. Zugleich sind es drei philosophische Grundfragen, über die die Menschheit seit Jahrtausenden nachdenkt: Was bedeutet soziale Gerechtigkeit? Was ist ein selbstbestimmtes und authentisches Leben? Was ist der Sinn des Lebens?

Diese alltäglichen Herausforderungen und Verstrickungen von Sozialarbeitenden in originär philosophische Fragestellungen zeigen exemplarisch, wie latent und unabweisbar die Soziale Arbeit mit der Philosophie konfrontiert ist. Um diesen Punkt noch konkreter herauszuarbeiten, ist es hilfreich, einen Blick darauf zu werfen, wie sich Soziale Arbeit selbst versteht. Welcher Ausgangspunkt könnte dafür besser geeignet sein, als die internationale Definition Sozialer Arbeit? Dort heißt es (DBSH 2025):

Soziale Arbeit fördert als praxisorientierte Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen, soziale Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt sowie die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen. Die Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, die Menschenrechte, die gemeinsame Verantwortung und die Achtung der Vielfalt bilden die Grundlage der Sozialen Arbeit. Dabei stützt sie sich auf Theorien der Sozialen Arbeit, der Human- und Sozialwissenschaften und auf indigenes Wissen. Soziale Arbeit befähigt und ermutigt Menschen so, dass sie die Herausforderungen des Lebens bewältigen und das Wohlergehen verbessern, dabei bindet sie Strukturen ein.

In der Definition wird betont, dass die Soziale Arbeit sozialen Wandel, soziale Entwicklung und sozialen Zusammenhalt fördert sowie die Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen stärkt. Diese Begriffe bilden die zentralen Eckpfeiler der fachlichen Grundlage und Legitimation der Sozialen Arbeit. Soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte und die Achtung der Vielfalt stellen dabei die ethische Orientierung dar.

Obwohl wir alle Vorstellungen von grundlegenden philosophischen Begriffen wie Gerechtigkeit, Sinn, Autonomie, Gemeinschaft, Vernunft, Macht oder dem guten Leben haben, bleiben diese oft intuitiv und wenig reflektiert. Das Philosophieren eröffnet die Möglichkeit, vom bloßen Bauchgefühl zu bewussten, begründeten Positionen zu gelangen, die sowohl theoretisch fundiert als auch praktisch handlungsleitend sein können. Philosophisches Nachdenken hilft, die komplexen und oft widersprüchlichen Realitäten der Sozialen Arbeit klarer zu erkennen und reflektierter damit umzugehen.

Die Metaphysik beschäftigt sich mit grundlegenden Fragen nach dem Wesen und der Identität des Menschen: Handelt er eigenständig oder wird er durch äußere Einflüsse bestimmt? Für die Soziale Arbeit ist das besonders relevant, wenn es darum geht, ob Menschen ihr Leben selbstbestimmt gestalten können oder durch gesellschaftliche Bedingungen eingeschränkt werden. Hier wird deutlich, dass Handlungsfähigkeit nicht allein eine individuelle Angelegenheit ist, sondern stark von den sozialen Umständen abhängt.

Die Erkenntnistheorie befasst sich damit, wie Wissen über soziale Probleme entsteht und wer darüber entscheidet, was überhaupt als problematisch gilt. Vorstellungen davon, was als abweichend oder hilfebedürftig gilt, entstehen selten aus neutralen Beobachtungen. Sie spiegeln vielmehr gesellschaftliche Machtstrukturen wider. Deshalb ist ein kritisches Bewusstsein für die Soziale Arbeit wichtig, um nicht ungewollt autoritäre oder bevormundende Denkmuster zu verstärken.

Die Wissenschaftstheorie analysiert, welche Erkenntnismodelle in der Sozialen Arbeit dominieren und wie wissenschaftliche Aussagen entstehen. Zwar ist evidenzbasierte Praxis ein wichtiges Konzept, doch sollte es nicht unkritisch übernommen werden. Entscheidender als die reine Wirksamkeit ist die Frage, wer darüber bestimmt, welche Ziele verfolgt werden und was als erfolgreich gilt. Wissenschaftliche Standards spiegeln also immer auch Werturteile und gesellschaftliche Interessen wider.

Die Logik hilft dabei, überzeugend zu argumentieren und Denkfehler zu vermeiden. Dies ist besonders wichtig, wenn Fachkräfte der Sozialen Arbeit ihre Positionen in politischen Diskussionen oder öffentlichen Debatten vertreten wollen. Klare und nachvollziehbare Argumente verleihen Glaubwürdigkeit und schützen davor, in populistische Vereinfachungen oder logische Trugschlüsse zu geraten.

Die Ethik bietet Orientierung bei moralisch anspruchsvollen Entscheidungen und hilft, das Spannungsverhältnis zwischen Hilfe und Kontrolle auszubalancieren. Gerade in der Sozialen Arbeit sehen sich Fachkräfte täglich mit Situationen ohne einfache Antworten konfrontiert: Wie weit darf Hilfe gegen den erklärten Willen einer Person gehen? Und wie rechtfertigt man kurzfristiges Leiden, wenn langfristig Verbesserungen zu erwarten sind? Eine reflektierte ethische Haltung verlangt, sowohl die Rechte der Betroffenen als auch die Folgen des eigenen Handelns sorgfältig abzuwägen.

Die philosophische Anthropologie fragt, was den Menschen ausmacht und unter welchen Bedingungen ein erfülltes Leben möglich ist. Diese Überlegungen treffen den Kern der Sozialen Arbeit, deren Ziel es ist, Menschen in ihrer Entwicklung zu begleiten und zu fördern. Zentrale Fragen sind hierbei, wie individuelle Stärken unterstützt werden können und welche Rahmenbedingungen nötig sind, damit Menschen ihre Fähigkeiten entfalten können. Fachliches Handeln in der Sozialen Arbeit basiert somit immer auch auf einem bestimmten Menschenbild.

Schließlich prägt auch die Ästhetik die soziale Wirklichkeit – oft stärker, als zunächst sichtbar ist. Die Gestaltung sozialer Räume beeinflusst maßgeblich, wie Menschen sich fühlen, ob sie Vertrauen entwickeln und sich willkommen fühlen. Ein Raum, der Offenheit, Wärme und Gemeinschaft vermittelt, trägt wesentlich zum Gelingen sozialer Angebote bei. Im Gegensatz dazu vermittelt ein unfreundlich gestaltetes Jugendzentrum etwa eine andere, möglicherweise entmutigende Botschaft. Ästhetik ist also nicht nur ein schmückendes Element, sondern beeinflusst das soziale Erleben unmittelbar.



Literatur

- Aristoteles (2007): *Analytica priora*. Buch I. Übers. und komm. von T. Ebert und U. Nortmann. Berlin: Akademie Verlag (Aristoteles Werke, Bd. 1).
- Bourdieu, P. (1979): *La distinction: Critique sociale du jugement*. Paris: Les Éditions de Minuit.

- Chalmers, A. F. (2006): *Wege der Wissenschaft: Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Hrsg. von N. Bergemann. 6., verb. Aufl. Heidelberg: Springer.
- DBSH (2025): *Deutschsprachige Definition Sozialer Arbeit*. Online: <https://www.dbsb.de/profession/definition-der-sozialen-arbeit/deutsche-fassung.html> (abgerufen am 12.02.2025)
- Ender, S. (2023): *Logik: Eine Einführung für das Philosophiestudium*. Stuttgart: UTB GmbH.
- Ferry, L. (2007): *Leben lernen: Eine philosophische Gebrauchsanweisung*. Übers. von L. Künzli. 5. Aufl. München: Kunstmann, A.
- Feyerabend, P. (1975): *Against Method: Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge*. London: New Left Books.
- Hübner, D. (2024): *Einführung in die philosophische Ethik*. 4., durchges. u. korr. Aufl. Stuttgart: UTB.
- Kuhn, T. S. (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lakatos, I. (1978): *The Methodology of Scientific Research Programmes: Philosophical Papers. Volume 1*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pieper, A. (2017): *Einführung in die Ethik*. 7., aktual. Aufl. Stuttgart: UTB GmbH.
- Plessner, H. (1928): *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Rapp, C. (2016): *Metaphysik: Eine Einführung*. München: C. H. Beck.
- Reicher, M. E. (2005): *Einführung in die philosophische Ästhetik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (wbg).
- Scheler, M. (1916): *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik: Neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus*. Halle an der Saale: Max Niemeyer.
- Schnädelbach, H. (2013): *Erkenntnistheorie zur Einführung*. 4., unveränd. Aufl. Hamburg: Junius Verlag.
-